

ANSGAR VÖSSING · AACHEN

WAS DEN MENSCHEN ZUM MENSCHEN MACHT

Auf der Suche nach der conditio humana

Spätestens mit dem Wirken Charles Darwins, der vor 200 Jahren geboren wurde und vor 150 Jahren sein berühmtes Buch über die Entstehung der Arten veröffentlichte, setzte sich die Erkenntnis durch, dass der Mensch wie die übrigen Primaten von gemeinsamen tierischen Vorfahren abstammt. Dieser Entwicklungsgedanke ist zwar weit älter als Darwin und schon vom französischen Zoologen Jean de Lamarck 1809 publiziert worden, aber auf Darwin gehen nicht nur eine Fülle von naturkundlichen Belegen, sondern auch die Kenntnis der Triebfedern der Evolution zurück, insbesondere die innerartliche Variabilität und die umweltbestimmte Selektion. Auch war es schon Darwin, der den Menschen in seine Evolutionstheorie mit einbezog.

Der Mensch muss sich demnach irgendwann einmal aus einem so genannten Tier-Mensch-Übergangsfeld heraus gelöst haben. Über Ort und Zeit gehen die Meinungen auseinander. Neue paläo-anthropologische Funde und ihre Datierung führen immer wieder zu neuen Hypothesen. Gemeinhin gelten die Savannen Ostafrikas als die Wiege der Menschheit, warme, trockene und vor allem höhlenreiche Übergangslandschaften zwischen Wald und Steppe. Biologisch steht Homo sapiens seinen nächsten Verwandten, vor allem den Schimpansen, aber auch Gorillas und Orang-Utans sehr nahe. Der äußere Anschein, vor allem seine geistigen und kulturellen Leistungen, unterscheiden ihn von diesen aber gewaltig.

Was also ist der Mensch, was unterscheidet ihn von seinen tierischen Verwandten, was ist das typische Humanum? Darüber zerbricht sich zumindest seit Darwin die Zunft der Anthropologen den Kopf, und weil der Mensch so vielseitig ist und ein System sich bekanntlich niemals selbst vollständig erfassen kann, teilen sich die Menschenkundler in biologisch, theologisch, philosophisch, psychologisch und ethnologisch arbeitende Anthropologen auf, um nur die wichtigsten Strömungen zu nennen.

ANSGAR VÖSSING, geb. 1957 in Berlin, promovierte nach dem Studium der Biologie, Theologie und Philosophie in Berlin und Münster mit einer Arbeit über das soziale Lernen der Primaten im Berliner Zoo. Tätigkeiten als Lehrbeauftragter der Freien Universität Berlin, Gymnasiallehrer, Journalist, Redenschreiber des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, wissenschaftlicher Politik-Berater. 2009 Inhaber der Klaus Hemmerle Stiftungsprofessur am Institut für katholische Theologie der RWTH Aachen.

Was sagt nun einer, der jahrzehntlang mit Affen und Menschen in Wildnis und Zoo, in Schule und Hochschule, in Politik und Publizistik praktische Erfahrungen sammeln konnte?

Was nun macht den Menschen zum Menschen? Die frühesten Menschen, von denen wir wissen, lebten im Einklang mit der Natur, eingebettet in die Tages- und Jahreszeiten, umgeben von Pflanzen und Tieren, die ihnen Kleidung, Schutz und Nahrung boten, die ihnen Freund und Feind waren. Sie lebten mit Göttern und Geistern, die ihnen in Gestirnen und Getier, in Bergen und Bäumen gegenüber traten, beseelt wie sie selbst, nur mächtiger und einflussreicher. Wir bezeichnen das heute als Animismus oder Naturreligion. Der Mensch war ein Teil der Natur.

Er trat ihr entgegen, als er in Adam und Eva einen persönlichen Namen erhielt, als er seinem Gott und Schöpfer, seinem Eben- und Vorbild gegenüberstand und selbst seinen Mitgeschöpfen Namen gab. Zwei wunderbare Aitiologien stehen am Anfang der Bibel und beschreiben den Übertritt des Menschen aus dem Tier-Mensch-Übergangsfeld in die Kultur.

Nunmehr hat der Mensch eine eigene, eine dritte Position zwischen dem Schöpfergott und der übrigen Schöpfung, mal diesem und mal jener mehr zu-neigend und sich dabei immer stärker von beiden emanzipierend. Für diesen Emanzipationsprozess finden sich gerade im Buch Genesis sehr schöne Beispiele, aber auch in ähnlicher Weise in der griechischen Mythologie mit den Sagen von Prometheus und Tantalus. Es ist die Zeit, in der die Mythen von Gott-Mensch-Mischlingen entstanden, aber auch von Tier-Mensch-Mischlingen, wie Zentauren, Faunen oder dem berühmten Minotauros.

Der Mensch wird sich im Laufe seiner kulturellen Entwicklung, die sich vermutlich im fruchtbaren Halbmond an Nil, Jordan und Orontes, an Euphrat und Tigris abspielte, immer stärker seiner selbst bewusst. In Europa beginnt die Kulturgeschichte mit den Griechen, den Brückenbauern zum Orient. Mit dem technischen Fortschritt macht sich der Mensch von der Natur zunehmend unabhängig, tritt zu ihr in Distanz und Gegensatz, ist nicht mehr ihr Bruder, sondern ihr Herrscher. In der Renaissance begegnet der spätmittelalterliche Mensch erneut der Antike. Im Humanismus wird er anstelle Gottes zum Maß aller Dinge. In der Aufklärung scheint ihm Gott überflüssig zu werden, die Auto-Apotheose des Menschen treibt ihrem Höhepunkt zu. Erkenntnistheoretisch gipfelt diese Entwicklung im Solipsismus, real ist nur das eigene Ego, alles andere seine Kreation.

Mit der Fortschreibung der Evolutionstheorie unter Darwin und seinen Epigonen setzt eine Gegenbewegung ein. Zwar bleibt Gott als Schöpfer entbehrlich, weil die Entwicklung von Pflanzen, Tieren und dem Menschen selbst auch anders und besser zu erklären sei, aber der Mensch tritt damit wieder in das animalische Glied zurück, komplexer zwar als die anderen Evolutionsprodukte, aber nicht prinzipiell von ihnen unterschieden. Der von anderen über Darwin hinaus entwickelte Darwinismus extrapoliert die an Pflanzen und Tieren gewonnenen Erkenntnisse auf den Menschen hin und nimmt ihm seine Sonderstellung. Der Sozialdarwinismus überhöht die beobachteten Evolutionsprozesse vom Sein zum Sollen, vom Deskriptiven zum Normativen. Dieser naturalistische Fehlschluss ist vielleicht die letzte

Stufe der Selbsterniedrigung des Menschen, die in der Nivellierung des spezifischen Humanum gipfelt.

Was aber nun ist das spezifische Humanum, das dem Menschen Eigentümliche? Viele kluge Köpfe haben sich darüber Gedanken gemacht. Die vergleichende Verhaltensforschung hat hier Bahnbrechendes geleistet, auch die Tier- und Humanpsychologie.

Ist es die *Sprache*, die allen Menschen eigen ist, diese hochartifizielle, abstrakte Verständigungsmethode? Der Linguist Noam Chomsky sieht in der Sprache einen prinzipiellen und keinen nur graduellen Unterschied zwischen Mensch und Tier. Ohne Sprache, so Chomsky, können Tiere ein gewisses geistiges Niveau nie erklimmen. Für den amerikanischen Arzt Walker Percy (1916–1990) wurde die Menschwerdung von der Entstehung der Sprache begleitet. Folgerichtig sieht er den Menschen als *Homo loquens* oder *Homo nominans*. Aber sprachliche Kommunikation gibt es auch unter den Tieren. Die Sprache der Bienen hat uns Karl von Frisch enträtselt. Die Vögel kennen in der Luft genauso eine akustische Kommunikation wie die Wale im Wasser, und auch die Affen können sich durch ihre Laute recht gut verständigen, wenn ihnen auch durch einen völlig anderen Kehlkopfaufbau eine menschenähnliche Sprache verwehrt ist.

Viele Forscher, vor allem aber Forscherinnen, widmeten einen großen Teil ihrer Lebenszeit, im Übrigen recht erfolgreich, verschiedenen Versuchen, Affen eine Sprache beizubringen, und da wie gesagt die Anatomie ihres Kehlkopfes differenzierte Laute nicht zulässt, brachten ihnen die Forscherinnen die Gebärdensprache der Taubstummten bei. Manche lernten auch eine Zeichensprache auf bunten Tafeln, wobei die anzutippenden Zeichen ganz unterschiedliche Bedeutung hatten. Als sprachtrainierte Affen wurden der Gorilla Koko, der Bonobo Kanzi und der Schimpanse Nim Chimsky weltberühmt. Das Ehepaar Gardner brachte einem wild gefangenen Schimpansenmädchen namens Washoe über 100 Zeichen der amerikanischen Taubstummensprache ASL bei. Das Ehepaar Premack lehrte 1972 ihrer Schimpansin Sarah 130 Worte, jedes symbolisiert durch einen Plastikkörper. Auch Vögel erwiesen sich als sprachbegabt, insbesondere Krähen und Papageien. Der berühmteste Fall war wohl der im Jahre 2007 verstorbene Graupapagei Alex, der 30 Jahre lang von einer Tierpsychologin trainiert wurde und am Ende seiner Ausbildung verschiedene Gegenstände unterschiedlichen Kategorien zuordnen konnte. Kurze Sätze wie «Will eine Banane», «Es tut mir leid» oder «Ich gehe jetzt weg» benutzte er in einem richtigen Zusammenhang.

Wann aber wandeln sich große Unterschiede in der Quantität in eine völlig neue Qualität um? Bei keinem Tier ist die Sprache so hoch entwickelt wie beim Menschen, aber eine akustische Kommunikation wie unsere Sprache gibt es durchaus nicht nur analog, sondern auch homolog bei Tieren. So groß die Unterschiede in der Quantität auch sein mögen, eine wirklich neue Qualität trennt den Menschen in diesem Bereich nicht vom Tier.

Das scheint nur auf den ersten Blick für die *Schrift* zu gelten. Die mit den Augen wahrgenommene Bilderwelt ihrer Umgebung haben die Menschen bei der Schaffung der Schrift reduziert und symbolisiert. Die Hieroglyphen der Ägypter sind noch eine den einzelnen Dinglichkeiten gut zuzuordnende Bilderschrift. Ein Wort, ein Wesen entspricht einem Zeichen. Die Silbenschrift der Sumerer zerlegt die

Worte in auf verschiedene Weise kombinierbare Bausteine und reduziert damit deren Zahl. Noch reduktiver ist die Buchstabenschrift aus Ugarit, vermutlich die erste der Welt, die mit 30 Zeichen auskommt.

Nur mit der Schrift ist es möglich, Erfahrungen über große zeitliche und örtliche Distanzen zu transportieren, unabhängig vom Gedächtnis und der mündlichen Weitergabe des Einzelnen. Die Alten, bisher der Hort der Erfahrung, verlieren an Einfluss und Wert, die Jungen, Kräftigen, Experimentierfreudigen können deren Erfahrungen direkt aus der schriftlichen Tradition ziehen.

Diese, die ganze Kulturgeschichte durchziehende Entwicklung von den direkt auf den Menschen wirkenden Bildern bis zur völlig abstrahierten, dafür komprimierten und speicherbaren Schrift scheint durch die moderne Unterhaltungselektronik ihren Höhepunkt überschritten zu haben, ja rückläufig zu sein. Es wird nicht mehr gelesen, so klagen die Lehrer und die Bildungsbeflissenen, und was gelesen wird, gerät in Wortschatz und Syntax immer simpler. Jahrtausendlang hat sich die Menschheit, zumindest die gebildete, Mühe gegeben, vom Bild ihrer Umgebung zu abstrahieren, nun verdrängen die Bilder auf den Flachbildschirmen wieder die Buchstaben-, Silben- und Bilderschrift. Junge Leute aus bildungsfernen Gesellschaftsschichten sprechen heute wenig artikuliert und ohne großen Wortschatz und erkennbare Grammatik, ein Gemisch aus mehreren Sprachen, das gerade so zur verbalen Verständigung reicht. Sie leben nicht mehr wie ihre Vorfahren in der Vor-Schrift-Phase mit den natürlichen Bildern der Wirklichkeit, sondern mit den künstlichen Bildern der Unterhaltungselektronik. Fast hat es den Eindruck, als ob die schriftliche Phase der Menschheit zu Ende geht.

Ohne Frage ist die Schrift eine Besonderheit des Menschen, sie macht aber nicht das Menschliche aus, denn in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gibt es viele Menschen, vielleicht sogar die Mehrheit, die die Schrift nicht kennen und gebrauchen. Die Schrift ist somit nicht das gemein Menschliche.

Ist es die *Musik*, wie manche Musikenthusiasten gerne vermuten? Die älteste Flöte aus Elfenbein, gefunden in einer Höhle auf der Schwäbischen Alb, soll ja bis zu 40.000 Jahre alt sein. Sicher, Beethovens 9. kann weder von einem Tier komponiert noch interpretiert werden, aber viele Naturfreunde ziehen den Gesang der Vögel im Felde, das Trompeten der Elefanten oder das Zirpen der Grillen einem Besuch im Konzertsaal vor, nicht erst, seitdem die moderne Musik der natürlichen Harmonie kratzige Striche durch die Rechnung macht. Die Bioakustik beruht auf den gleichen physikalischen Grundsätzen wie die menschliche Instrumentalistik. Der technische Fortschritt hat dazu eine Entwicklung eröffnet, die Musik, oder sollen wir eher sagen unterschiedliche Rhythmen ganz ohne menschliche Stimmen und Instrumente möglich macht. Sicher, Musik kann wunderschön sein, aber typisch menschlich ist sie nicht.

Und wie sieht es mit der *Kunst* aus? Auch der fähigste Affe wird das «Abendmahl» von Leonardo da Vinci nicht auf die Leinwand bekommen, aber seitdem die Malerei, auch die Bildhauerei im Laufe der Entwicklung und Verbesserung der Fotografie ihre Aufgabe verloren, der Wirklichkeit ein Abbild zu sein, wie man gut anhand der Entwicklung vom Impressionismus über Expressionismus bis hin zur abstrakten Kunst parallel zur Verbesserung der Photographie verfolgen kann, werden Unterschiede zwischen den Artefakten der Tiere und Menschen immer

geringer. Je stärker sich also in einem Kunstwerk die Inspiration des Künstlers widerspiegelt – über die sich die Betrachter mitunter weit mehr Gedanken machen als der Künstler selbst – desto gleichberechtigter treten auch Tiere als Künstler neben den Menschen. Ich meine dabei nicht künstlerisch so feinsinnig geformte Gehäuse von Schnecken oder Muscheln, Blüten oder Samenkapseln, sondern durchaus das, was Tiere mit den menschlichen Mitteln der Kunst zustande bringen.

Bekannt ist vielleicht ein Malwettbewerb, zu dem junge Künstler unter 25 Jahren zugelassen waren. Unter die eingesandten Arbeiten mischte sich das Werk eines Schimpansen, der unerkannt den 2. Platz gewann, der ihm auch im Nachhinein nicht aberkannt werden konnte, denn die einzige Bedingung der Veranstalter des Wettbewerbs, nämlich das jugendliche Alter, hatte der Affe erfüllt. Malende Schimpansen bringen durchaus Kunstwerke zu Papier, die in jeder Kunsthalle der modernen Kunst positiv auffallen würden. Ein bekanntes Beispiel eines malenden Schimpansen ist Chieta, der weltberühmte Schimpanse neben Johnny Weißmüller, alias Tarzan und seiner Jane. Nein, auch die Kunst kann nicht das typisch Menschliche sein.

Kunstfertig ist der Mensch in der Tat, nicht nur künstlerisch, auch künstlich sein Wirken. *Werkzeugherstellung* und –gebrauch begleiten die Wurzeln der Menschwerdung, ihre Reste geben den Anthropologen Hinweise, dass die daneben liegenden Knochen einem Menschen gehört haben könnten. Homo habilis nannte L.F.B. Leakey seinen Hominidenfund aus der Olduvai Schlucht in Tansania, der auf ein Alter von 2,5 Millionen Jahren taxiert wurde. Er könnte der Hersteller einfacher Geröllgeräte gewesen sein und wird deswegen von einigen Forschern als menschliche Gattung Homo von den eher tierartigen Australopithecinen abgetrennt.

Aber *Werkzeugherstellung* und Gebrauch ist keineswegs nur bei Menschen zu finden. Besonders bekannt sind wieder die Schimpansen, die Blätter zu Schwämmchen zerkauen und damit Feuchtigkeit aufnehmen oder mit Stöckchen Termiten angeln oder die japanischen Rotgesichtsmakaken, die ihre Kartoffeln im Fluss zu waschen sich zur Gewohnheit gemacht haben. Ackerbau und Viehzucht gibt es auch bei den Ameisen, die Blattläuse halten, melken und verteidigen und sogar Pilze züchten. Sicher, kein Lebewesen bringt den Werkzeuggebrauch so zur Perfektion wie der Mensch als wenig spezialisierter Generalist, aber auf den Menschen beschränkt ist der Werkzeuggebrauch nicht.

Andere halten das *Abstraktionsvermögen*, das logische Denken, die Voraus- und Rückschau in Zukunft und Vergangenheit für das typisch Menschliche. «Kein Tier», so der Philosoph Reinhard Brandt, «weiß was eine Ursache ist, kein Tier kann sich wundern, und auch denken kann es nicht.» Descartes hielt bekanntlich Tiere für belebte Maschinen. Aristoteles sah im Menschen im Unterschied zu dessen Mitgeschöpfen das «vernunftbegabte Tier.» Kann ein Affe die Vergangenheit bewältigen, die Zukunft planen und Wirkungen auf Ursachen zurückführen?

Ich will jetzt gar nicht auf die Menschen als Gegenbeispiel eingehen, die aufgrund von Alter, Krankheit oder Behinderung dazu noch nicht, nicht mehr oder überhaupt nicht in der Lage sind. Dass der normale Mensch allein schon wegen seiner gewaltig größeren Großhirnrinde ein größeres Abstraktionsvermögen selbst als vergleichsweise intelligente Delfine, Elefanten oder Menschenaffen hat, dürfte

völlig unstrittig sein. Die vergleichende Verhaltensforschung hat aber eine Fülle von Datenmaterial aus Freilandbeobachtungen und Lernexperimenten gesammelt, die allesamt zeigen, dass es zu jeder geistigen Fähigkeit des Menschen, zumindest im Ansatz, Ähnliches im Tierreich zu beobachten gibt.

Das Verhalten von Artgenossen zu antizipieren gelingt schon vielen Tieraffen. Menschenaffen können durchaus Kausalitäten erkennen und abstrahieren. Ein Orang Utan lernte zum Beispiel, sich mit Hilfe eines bestimmten Werkzeuges eine Belohnung zu verschaffen. Lagen nun das Werkzeug und die zu beschaffende Belohnung in unterschiedlichen Räumen, so lernte es der Affe, das Werkzeug aus Nachbarräumen herbeizuschaffen, selbst in einem 24-stündigen Abstand. Makaken begreifen durchaus die Kausalwirkung eines Werkzeuges, beispielsweise eines Messers. Zeigte man einem Affen erst einen Apfel, dann seine zwei zerschnittenen Hälften und als entsprechendes Werkzeug ein Messer, so schaute er länger und irritiert, wenn ihm später neben den Apfelhälften anstelle des Messers ein Glas Wasser gezeigt wurde, so als würde er merken, dass da etwas nicht zusammenpasse.

Schimpansen haben durchaus ein *Ich-Bewusstsein*, erkennen sich im Spiegel wieder, haben also eine Vorstellung von Individualität. Sie haben einen Willen, hegen Absichten und schmieden Pläne. Sie können sich mit sprachlichen Symbolen ausdrücken, bei der Jagd hervorragend kooperieren. Sie können ihre Verstorbenen betrauern und sind aller menschlichen Regungen wie Lust und Freude, Wut und Schmerz fähig.

Reziproken Altruismus gibt es durchaus auch bei Schimpansenhorden. Im Tai-Nationalpark an der Elfenbeinküste beobachteten Anthropologen des Max-Planck-Institutes für evolutionäre Anthropologie in Leipzig, wie frei lebende Schimpansen regelmäßig Fleisch gegen Sex tauschten, auch über einen längeren Zeitraum. Männchen, die nie von ihrer Beute abgaben, was bei Schimpansen unter normalen Umständen die Regel ist, kamen bei paarungswilligen Weibchen weit seltener zum Zuge als spendable Rivalen.

Natürlich kann der Mensch das alles nur in einem Analogieschluss vermuten, aber das gilt letztendlich für die Verhaltensweisen anderer Menschen auch. Hier sei nur an den berühmten Satz von Ludwig Wittgenstein erinnert und die Unmöglichkeit, das subjektive Erleben anderer Wesen zu ergründen: «Wenn ein Löwe sprechen könnte, wir könnten ihn nicht verstehen.»

Im Laufe des 20. Jahrhunderts haben also Tierpsychologen und Verhaltensforscher in vivo und in vitro sozusagen eine Fülle von Erkenntnissen gewonnen, die es sehr schwer machen, einen qualitativen Unterschied zwischen den kommunikativen Fähigkeiten hoch entwickelter Tiere und der Menschen zu sehen, einmal abgesehen davon, dass die Großhirnrinde des Menschen ungleich komplexer und damit leistungsfähiger ist als die der übrigen Primaten, aber auch der Delfine und Elefanten beispielsweise.

Gibt es also keinen qualitativen Unterschied zwischen Mensch und Tier? Erweist sich alles das, was die Menschen früher so erhaben dünkte, bei näherem Hinsehen als lediglich quantitativ? Ist der Mensch also nur ein Tier mit einer komplexeren Großhirnrinde und entsprechenden Funktionen?

Wir müssen uns, wollen wir uns mit wesentlichen Unterschieden beschäftigen, auf das dem Menschen Eigentümliche konzentrieren, das möglichst allen Menschen

weltweit und zu allen Zeiten eigen war und ist. Was also charakterisiert den Menschen, Ort und Zeit vernachlässigend, was bei Tieren noch nicht einmal ansatzweise nachzuweisen, ja noch nicht einmal zu vermuten ist?

Dazu steigen wir erst einmal so tief wie möglich in die Paläo-Anthropologie hinab. Zunächst finden wir wenige Knochenreste, später einfachste Werkzeuge. Die ältesten Kunstgegenstände sind vielleicht in den Höhlen der Schwäbischen Alb gefundene Tierfiguren, ein wahrer Zoo, vor rund 40.000 Jahren aus Knochen und Zähnen geschnitzt. In den eiszeitlichen Höhlen Nordspaniens und Südfrankreichs begegnen wir dann zum ersten Mal menschlichen Gemälden. Es sind die Beutetiere der Jäger und Sammler, aber auch menschliche Figuren. Man muss kein Zoologe sein, um Hirsch und Wisent, Wildschwein und Pferd leicht zu erkennen, die häufig von Jägern durchbohrt und im Todeskampf dargestellt wurden. Es war für die altsteinzeitlichen Menschen schwierig genug, in den völlig finsternen Höhlen mit Hilfe von Fett- oder Knochenmarklampen diese naturalistischen Gemälde an Decken und Wände zu bringen. Ohne Frage ging es den Künstlern nicht um eine Abbildung der Tiere, zumal sich die meisten Bilder in den entlegensten Teilen und Ritzen der weitläufigen Höhlen befinden. Nicht die Kunst stand im Mittelpunkt, sondern der Kult, die Magie, die Religion.

Wo wir uns auch umschauen in der Steinzeit, später auch in der Bronze- und Eisenzeit, alle massiven Hinterlassenschaften der prähistorischen Menschen scheinen religiöser Natur zu sein, denken wir an Stonehenge in England oder auch an die Großsteingräber in unserer Heimat.

Die Entwicklung setzt sich reibungslos in historischer Zeit fort. Von den aus schnell zerfallenen, nur halb gebrannten Lehmziegeln, aus denen Millionen Ägypter ihre Häuser bauten, ist so gut wie nichts erhalten. Selbst die königlichen Paläste sind verschwunden. Von Heliopolis und Memphis östlich des Nils, wo die Menschen lebten, gibt es nur wenige Reste, gewaltig aber ragen bis heute die Pyramiden des alten Reiches westlich des Nils auf, wo die Toten wohnten. Diese, für alle bis auf den heutigen Tag sichtbaren Grabmäler, wurden natürlich genauso geplündert wie die weiter südlich im westlichen Theben mit viel Aufwand versteckten Königsgräber. Diese sollten vor Räubern und Ruhestörern verborgen und geschützt werden. Alle diese Gräber sind angefüllt mit Grabbeigaben aller Art, mit den Lieblingsgegenständen und Lieblingslebewesen des Toten auf Erden, zuweilen darüber hinaus mit Ausrüstung und Proviant für den Weg vom Reich der Lebenden zum Reich der Toten, symbolisiert durch die Fahrt vom östlichen zum westlichen Nilufer und schließlich mit Gegenständen, von denen man sinnvoller Weise davon ausgehen konnte, sie im Jenseits, im ewigen Leben gut gebrauchen zu können.

Diese Gräber, seien sie verborgen oder für alle sichtbar, sind praktisch in allen alten Kulturen mit weit größerem Aufwand als die Häuser der Lebenden, vor allem auf maximale Dauerhaftigkeit hin geschaffen worden und ein unübersehbares Zeichen für die tiefe Sehnsucht der sterblichen Menschen nach Ewigkeit, nach Unsterblichkeit.

Erst bei den Römern, als immer weniger Menschen an den mit menschenähnlichen Wesen bevölkerten Olymp glauben wollten, überwog bei der Bestattung die Erinnerungskultur und die Sehnsucht nach dem ewigem Leben. Innen schlicht

sollte der äußere Schmuck der Sarkophage die Überlebenden und Nachkommen an die großen Taten des Verstorbenen erinnern. Die Toten wollten also in der Erinnerung der Lebenden fortleben. Das entspricht auch der Hoffnung von vielen heute ohne Jenseitsglauben, aber mit historischem Bewusstsein lebenden und sterbenden Menschen. Dem antiken Menschen damals war das aber nicht genug. Der zerfallende Götterglaube der römischen Kaiserzeit bot den idealen Nährboden für den mehr oder weniger friedlichen Wettbewerb verschiedener Religionen aus dem Orient, unter denen sich das Christentum schließlich durchsetzte.

Neben diesen, praktisch allen antiken und auch mittelalterlichen Kulturen eigenen, auf Ewigkeit ausgerichteten Bestattungsriten, die nur bei Religionen fehlen, die vom ewigen Kreislauf des Lebens, von Geburt und Wiedergeburt ausgehen, tritt als zweite fast ebenso alte Entwicklungslinie die Behausung Gottes. Sie wurde notwendig, als sich der Mensch soweit aus seinem natürlichen, animistischen Umfeld entfernt hatte, dass nicht mehr die fernen Sterne, Berge oder Bäume göttlichen Charakter hatten, sondern neue Wesen, dem Menschen soweit ähnlich, dass sie wie er eine Behausung benötigten. Hausten die Menschen in Höhlen, so lebten auch die Götter dort, wohnten sie in Zelten, dann trugen die Nomaden auch ein heiliges Zelt mit sich. Residierten sie in steinernen Palästen, dann wurde auch den Göttern ein auf Ewigkeit zielendes Haus errichtet.

Bleiben wir noch mal in Ägypten, obwohl man ähnliche Entwicklungen in den anderen, noch so abgelegenen antiken Kulturen ebenso nachzeichnen kann, wie beispielsweise in Lykien. Die Tempel für die Götter waren aus bestem, weit hergeholten Granit gearbeitet, und damit noch weit dauerhafter angelegt als die Paläste der Könige, von deren Backsteinmauern nicht mehr viel erhalten geblieben ist.

Beides, Gräber und Tempel sind das, was den Reisenden durch antike Ausgrabungsstätten heute bis zum Überdruß begleitet. Hier herein legten die Menschen alle Kraft und Energie, sei es freiwillig, sei es erzwungen, die sie neben ihrer täglichen Daseinsfürsorge erübrigen konnten. Was sie neben der Befriedigung ihrer vegetativen Grundbedürfnisse noch taten, erhielt eine kultische Dimension, angefangen von der Tempel-Prostitution bis hin zu Musik, Tanz und Malerei. Kultur kommt von Kult.

Erst bei den Griechen, auch bei den Römern emanzipierten sich nach und nach Musik und Kunst aus dem religiösen Umfeld und entwickelten einen profanen, selbstständigen Zweig neben dem sakralen. Diese Emanzipation von Kunst und Musik wurde im Lauf des christlichen Mittelalters noch einmal vollzogen und gelang im Verlaufe der Neuzeit in einem Ausmaße, dass schließlich die religiöse Kunst und Musik selbst in eine Nische, fast in ein Ghetto abgedrängt zu sein schien. In der Aufklärung wurde zunächst das Sakrale dem Profanen gleichberechtigt, dann zunehmend untergewichtet. Fast könnte es scheinen, dass der Glaube an eine Wirklichkeit außerhalb des Menschen und seiner Welt vom modernen Menschen genauso abgestreift wurde wie alle übrigen Relikte der grauen Vorzeit. Der moderne Mensch, beseelt vom technischen Fortschritt, schien die Krücke Gott nicht mehr zu brauchen. Und dann beginnt, für viele überraschend, Ende des 20. Jahrhunderts eine fast weltweite Renaissance des Religiösen, nur eine infantile Regression eines verunsicherten Menschen?

Auch wenn heute in manchen westlichen Wohlstandsgesellschaften die Toten anonym entsorgt werden, die Fragen nach dem Woher und Wohin, nach dem Wozu und Warum nicht mehr offen gestellt werden, so müssen wir doch festhalten, dass in der Kulturgeschichte der Menschheit, soweit sie bisher von den Anthropologen erschlossen wurde, so gut wie immer ein Ahnen- und Totenkult existierte und der Mensch mit großem Aufwand ein Verhältnis zu mächtigen Wesen pflegte, die außerhalb seiner selbst großen, mal guten und mal bösen Einfluss auf ihn hatten. Oder christlich ausgedrückt, der Glaube an Gott und an ewiges Leben, an Gut und Böse und an eine himmlische Gerechtigkeit scheint zumindest allen Menschen eigentümlich zu sein, auch denen, die all das in einer bewussten Auseinandersetzung für sich zwischenzeitlich oder schlussendlich ablehnen, sie setzen sich aber doch damit auseinander.

Gott und Grab scheinen, zumindest in den westlichen Wohlstandsgesellschaften, aus dem Proprium des Menschlichen verloren zu gehen. Ob es sich bei diesem Verlust um einen Verzicht, um einen Akt emanzipatorischer Selbsterlösung handelt oder um einen Schwund des genuin Menschlichen, muss jeder für sich selbst beantworten.

Aus diesen zu allen Zeiten und an allen Orten von den Menschen entwickelten Wünschen und Erwartungshaltungen einen gerechten Gott und ein ewiges Leben betreffend nun zu schließen, dass sie sachlich und faktisch berechtigt sind, ist nicht zwingend. Darauf haben die Religionskritiker des 19. Jahrhunderts, zum Beispiel Feuerbach oder Marx, hingewiesen. Es gibt keinen kulturgeschichtlichen Gottesbeweis, trotz aller Hinweise. Es wäre sicherlich ganz kurzweilig, auch noch über Religiosität als Evolutionsvorteil zu schwadronieren, aber dazu fehlen hier Zeit und Raum.

Hier mag es für den Augenblick genügen, festzuhalten, dass sich der Glaube an Ewiges und Göttliches bei allen Menschen, von denen wir irgendwelche kulturellen Zeugnisse erhalten haben, belegen lässt, dass sich aber bei allen Tieren, so intensiv und gut wir sie auch erforscht haben, dazu nicht der mindeste Ansatz findet.

Das kann man natürlich auch mit der größeren Komplexität des Großhirns erklären oder andererseits mit einer mangelnden Kommunikationsfähigkeit zwischen Mensch und Tier, aber das Verhalten von Menschenaffen und Menschen ist doch so ähnlich, dass wir bei den zuerst genannten, zumindest ansatzweise Religiöses entdecken müssten, wäre es vorhanden. Denn trotz der Kommunikationsprobleme zwischen Mensch und Affe können wir in einem sehr praktikablen Analogieschluss recht überzeugend auf die menschenähnlichen Gemütszustände wie Furcht und Angst, Freude und Neugier, Wut oder Zorn auch bei Tieren schließen. Ein Zusammenleben von Mensch und Tier in Haus und Hof, aber auch in Zoo und Zirkus wäre ansonsten nicht möglich, jedenfalls nicht zur Freude und zum Vorteil des Menschen.

Göttliches und Ewiges scheinen die Spezifika des Menschen zu sein, der biblische Schöpfungsbericht vermittelt hier in einfachen Worten Bahnbrechendes. Nur der Mensch hat als Abbild Gottes ein persönliches Verhältnis zu seinem Schöpfer. Auch die übrige Schöpfung lobt und preist Gott nach den Worten des heiligen Paulus und harret der Erlösung, auch die Tiere haben von ihrem Schöpfer Lebensatem oder, wie wir altdeutsch sagen, Odem erhalten, aber keine Seele, also kein Organ

der Erkenntnis Gottes und der Erkenntnis von Gut und Böse. Denn aus der Gotteserkenntnis ergibt sich die Erkenntnis von Gut und Böse, die Forderung an den Menschen nach moralischem Verhalten. Das ist die besondere Gabe Gottes an den Menschen, mit der er hoch steigen oder tief fallen kann.